

**Solo verbo XIV „Vom Gebären und Nähren“**

Es gibt einen Beruf, der fast so alt ist wie die Welt, der wird in Deutschland gegenwärtig von 20.000 Menschen ausgeübt. 19.997 davon sind Frauen, nur drei sind männlichen Geschlechts. Es ist ein Beruf, der mit der Liebe zu tun hat und für den Kenntnisse der Anatomie und der Körperpflege unverzichtbar sind. Von Vorteil sind ein offenes Ohr und ein warmes Herz. Erraten Sie's? Es ist der Beruf der *Hebamme*.

Nun mag es uns wohl einleuchten, warum gerade diese verantwortungsvolle Tätigkeit in Frauenhänden besser aufgehoben ist. Die drei berufstätigen Männer, die sich nicht etwa *Hebammer*, sondern *Entbindungspfleger* nennen, stimmen dem nicht unumwunden zu. In einem Interview der ZEIT sagte einer von ihnen: „Wenn ich mich mit einer Fraktur an einen Chirurgen wende, erwarte ich auch nicht, dass er aus eigener Erfahrung weiß, wie sich ein gebrochener Arm anfühlt.“ Nun, es mag noch andere Ebenen des Argumentierens geben, nur heißt es, dass sich diese drei Herren nicht über Auftragsmangel beklagen. Und in manchen anderen Ländern gibt es übrigens anteilig wesentlich mehr von ihnen.

„Geboren von der Jungfrau Maria“ lautet der Passus im Glaubensbekenntnis, auf die sich dieser 14. Abend von „solo verbo“ bezieht. Er ist Anstoß für ein Nachdenken über das *Gebären und Nähren* am Beispiel von Christi Geburt und weit darüber hinaus. Ein Nachdenken über das Weibliche in der Religion, für das im Christentum der Name der Maria exemplarisch steht. Zwar gibt es insgesamt vier Marien in der biblischen Tradition, beginnend mit der Mirjam im Buche Exodus, deren Siegeshymne nach dem Durchwandern des Schilfmeers wohl das älteste Überlieferungszeugnis der Heiligen Schrift darstellt, über eine zweite, von der man nicht viel weiß, bis hin zu einer Gefährtin Jesu, die mutmaßlich ihren Lebensunterhalt mit einem anderen uralten Frauenberuf verdiente. Hier aber möge quasi das Gegenteil von letzterer, nämlich die so

genannte Jungfrau Maria im Mittelpunkt des Interesses stehen. Weniger ihre dem aufgeklärten Gemüt schwer zumutbare Jungfernschaft als solche, zumal diese biologisch unwahrscheinlich ist und nur im mythologischen Erzählkontext funktioniert. Diesbezüglich habe ich vor vier Wochen ja schon ausgeführt, dass die göttliche Insemination mittels eines *lógos spermatikós*, also eines fruchtbringenden Wortes in der Jungfrau Ohr geschehen sein dürfte, anatomisch ungewöhnlich, aber zur Herbeiführung einer narrativen Schwangerschaft geeignet und dabei offenbar nicht trommelfellverletzend. Dass auch bei der Geburt des Herrn dann das Hymen noch intakt geblieben sein soll, wurde von einigen streitbaren Kirchenvätern zwar behauptet, doch sollten wir uns mit den theobiologischen Vaginalphantasien spätjungfräulicher Männer der Antike nicht länger aufhalten.

Doch apropos: antike Männer: Ich denke, dass ich Ihnen noch eine Erklärung schuldig bin. Und zwar für meinen Einstieg über hebende Herren im Ammenberuf. Nun, dafür gibt es zwei Gründe. Der erste: Zum Thema *Gebären und Nähren* gilt es unter anderem auch über eine sprichwörtliche Form der Hebammentätigkeit zu sprechen, die im alten Griechenland wesentlich den Männern vorbehalten war, und die im Kontext der Theologie heute sowohl von Frauen wie von Männern beherrscht werden sollte.

Der zweite Grund: Wenn *ich* vom *Gebären und Nähren* rede, dann gleiche ich gewissermaßen dem Chirurgen, der sich noch niemals einen Arm gebrochen hat. Vom Selbst-Erleben der Geburt eines Kindes bin ich schon aufgrund meiner genetischen Disposition ausgeschlossen. Und mangels leiblicher eigener Kinder kann ich mich weder als Erzeuger noch als Zeuge behaupten; anders als vermutlich andere anwesende Väter, die zumindest eine Mitwirkung und ein Mitempfinden reklamieren können. Allerdings hat mir jüngst eine Gynäkologin erzählt, dass es mit dem väterlichen Mittun im Kreissaal immer eine heikle Sache sei. Sie achte immer streng darauf, was die Männer alles nicht sehen und nicht miterleben dürften. Auf dass ihre Frau nach der Geburt nicht wieder zur

Jungfrau würde, weil das Interesse des Mannes an künftiger sexueller Interaktion gegen Null tendieren könnte.

Gut, ich bin nicht wie die Jungfrau zum Kinde gekommen. Ich habe mir mein Thema schließlich selbst gewählt. Doch meine geringe empirisch-fachliche Eignung kann ich bestenfalls mit der Behauptung aufwiegen, dass eine gewisse Distanz zur Empfindung gelegentlich erkenntnisfördernd wirken kann. Und zudem habe ich Übung darin, über Dinge zu sprechen, von denen ich nichts weiß. Es ist ja das Schicksal des Theologen, dass er über das vermeintliche Kern-Objekt seiner Wissenschaft, welches eben gerade kein Objekt ist, schon aus erkenntnistheoretischen Gründen nicht vernünftig reden kann.

So will ich mich dem heiklen Themenfelde nun in drei Abschnitten widmen: mit der philosophischen Mäeutik auf sicherem Terrain beginnen, mich dann an die Materialität des geborenen Gottes herantasten und schließlich – ängstlich wie ein feiger Mann im Warteraum, der von nebenan die Schreie hört – ein paar steile Spekulationen über Maria und den Anfang von allem wagen. Es muss raus.

### 1. *Mäeutik. Die Geburtshilfe des Glaubens*

Dem griechischen Gelehrten Sokrates wird große Weisheit zugeschrieben. Und das, wo doch behauptet wird, die Mitte seiner Lehren sei die Einsicht „ich weiß, dass ich nichts weiß“ gewesen. Leider wissen wir nicht einmal sicher, ob jener Meister von seinem Wissen um das Unwissen selbst gewusst hat. Denn ohne seinen Schüler Platon, der ihm schon manches in den Mund gelegt haben dürfte, wüssten wir so gut wie gar nichts von ihm.

Wie dem auch sei: Im Dialog *Theaitetos* lässt Platon seinen Lehrer als Begründer der *Mäeutik* auftreten, was nichts anderes heißt als *Hebammenkunst*. Mit Geburtshilfe im herkömmlichen Sinn hat diese Kunst freilich nichts zu tun. Die Mäeutik ist ein pädagogisches Programm, mittels dessen Sokrates beim

lernbegierigen Philosophennachwuchs die Geburt von Erkenntnis fördern wollte. Und zwar so: Nicht immerfort dozieren und hoffen, dass durch das Einbläuen von zahllosen Informationen die jungen Menschen klug und weise würden. Sondern darauf vertrauen, dass eine noch ungeborene Wahrheit in den zu fördernden Menschen selber ruht und dass es nur der Unterstützung, der Pflege, der Ermutigung bedarf – ein wenig Pressen-Helfen oder gar ein bisschen Ziehen, vielleicht – um erfolgreich zu entbinden.

Der sokratisch-platonische Impuls hat unsere Geistesgeschichte an vielen Stellen befruchtet, so zum Beispiel ganze Generationen von Pädagogen. Sogar die kognitive Verhaltenstherapie beruft sich auf den Anstoß der philosophischen Mäeutik. Geburt und Erkenntnis. Peter Sloterdijk schlägt in dieser Koinzidenz noch die Brücke hin zum Wort. Sein vielleicht bestes Buch trägt den bezeichnenden Titel „Zur Welt kommen – zur Sprache kommen.“ Nicht jedes Brabbeln, jede Mitteilung, jedes Geschwätz kommt einem Geburtsvorgang gleich. Wohl aber das Ringen um jede Äußerung, die mehr sein will als kreatürliches Rauschen. Der Same zur Erkenntnis ist uns eingepflanzt, die Hervorbringung der Frucht geschieht aber nicht von allein. Sie ist schmerzhaft, denn vor der Weisheit kommt die Wehe.

*Wehe, wehe*, zürnten nun so manche Kirchenmänner, die jede aus sich selbst geborene Erkenntnis als Häresie brandmarkten, da alle Weisheit doch von oben, also mindestens von der Spitze der institutionalisierten Hierarchie auszugehen hätte. Es nimmt nicht wunder, dass auch die herkömmliche Hebammenkunst von ihnen unter Hexerei-Verdacht gestellt wurde, denn zu viel selbst gewusstes Heils- und Heilungswissen gefährdete die Macht. Ich mache mir nichts vor, auch meine Art, mit Ihnen Theologie zu treiben, hätte noch vor ein paar Jahrhunderten zu einem Scheitern geführt, welches auf gleichnamigen Haufen zelebriert worden wäre. Dass ich Sie, statt Ihnen zu verkünden, was wahr und richtig ist, mit kleinen Rätseln und charmanten Blasphemika provoziere, die ich Ihnen auch heute bis zum Schluss nicht ersparen werde. Dass ich Sie zum

Selbstdenken ermuntere und Sie in manche Aporien führe, wie es dem Sokrates gefallen haben dürfte: das ist bis heute für manches kirchliche Gemüt eine schwere Zumutung.

„Geburtlichkeit“ nennt der Systematische Theologe Hermann Timm ein wesentliches Merkmal des christlichen Glaubens. Nicht allein die Sterblichkeit bestimmt unsere Frage nach Sein und Sinn, sondern auch dass wir geboren sind und Gott geboren unter uns. Auf der Welt zu sein ist also kein Zufall, kein Irrtum im System, sondern eine gottwohlgefällige Seinsweise. Sollte dann nicht auch der Weg zum Glauben einem geistigen Geburtsvorgang gleichen?

## 2. *Materialität. Das Geburtsgewicht Gottes*

Kein adventliches Hirtenwort, keine Weihnachtspredigt ohne die große Klage über den verfluchten Materialismus. Wie *geistlich* das Ursprungsereignis des Christlichen doch eigentlich zu verstehen sei und wie katastrophal dessen konsumistische Banalisierung in Fressgelagen und Geschenkwahn.

Einschränkend wird bestenfalls gemutmaßt, dass die Gabendarbringung durch die Weisen aus dem Morgenlande Auslöser gewesen wäre für eine immer schon nicht unproblematische Dinge-Kultur, die allerdings erst in der Moderne in übelster Weise übertrieben und pervertiert worden sei.

Ich halte entschieden dagegen. *Solo verbo*, also: allein durch das Wort, betrachtet, ist die Weihnachtserzählung die Geburtsstunde des religiösen Materialismus und nicht dessen Abgesang. Maria als Gottesmutter wird im lateinischen *mater Dei* genannt. *Mater* und *materia* gehen auf eine gemeinsame Wortwurzel zurück. Die *mater* ist die Ermöglichungsgröße zur Entstehung göttlicher *Materialität*. Friedrich Spees Liederdichtung „O Heiland, rei die Himmel auf“ lässt diese Materialisierung plastisch werden, indem hier eine göttliche Größe vom Himmel gezerrt wird um sich mit einer irdischen zu

verbinden. „O Heiland aus der Erden spring“. Gottes Heiligkeit – schon in der Hebräischen Bibel *kabod*, wörtlich: *Schwere*, genannt – fügt sich nun den Gesetzen der Gravitation – und vollendet sich in dinglicher Bodenständigkeit. Gott wird materiell und wiegt nun so um die 3.500 Gramm. Es ist vielleicht kein Zufall, dass auch Isaac Newton an einem 25. Dezember geboren wurde.

Um diese neue Kunde zu erzählen, mussten religiöse Vorstellungen allerdings kräftig verwirbelt und neu zusammengesetzt werden. Der väterliche Gott, der bislang alle irdischen Gottheiten bekämpft hatte, brauchte nun eine Art Erdengöttin, aus deren Schoß das neue Sein hervorgehen konnte. Zwar strengt sich die Legende schon sehr an, die irdische Mutter eine einigermaßen normale Frau sein zu lassen, doch sind die heimlichen Verweise auf *Gaia*, die Gottesgebärerin der griechischen Mythologie schwer zu übersehen. Hier nun wird es aber richtig heikel für die Theologie, denn wenn *Gaia* ins Spiel kommt, läuft der himmlische Gott Gefahr, sich überflüssig zu machen. Gemäß der so genannten „Gaia-Hypothese“ von Lynn Margulis und James Lovelock steht *Gaia* Patin für den Gedanken, unsere Erde sei ein sich selbst organisierendes, ein autopoetisches System, das keiner parallelen, überlegenen Geisteswelt bedürfe. Alle Potentiale, auch die geistigen, sind in ihrem Material vorhanden. Die Religion tut sich – vielleicht aus guten Gründen – noch schwer mit dem Gedanken der Autopoesie, wie sie ja auch – mit etwas schlechteren Gründen – die Autonomie des Menschen gern in Frage stellt.

Zwar bin ich jemand, der weder der weihnachtlichen Völlerei noch dem anstrengenden Geschenketauschhandel viel abgewinnen kann, doch sehe ich im Geburtsfest der Materialität Gottes – samt ihren alltagsmaterialistischen Folgen – eher einen Segen, denn einen Fluch. In einer Zeit, da alles Wirkliche immer mehr in die Virtualität entschwindet, mag ein wenig religiöse Bodenständigkeit durchaus von Vorteil sein.

### 3. Muttergottes. Der Ursprung des Ursprungs

Wenn nun der Anfang von allem weiblich war? Wenn nicht der männlich dominierte Drang zur Tat, zum Schaffen und zur Expansion unsere Welt zu einer guten machte? Sondern das Tragen in Geduld, das Gebären und Nähren. Wenn das Wort allein als Same vielleicht nicht mehr als nur ein Wille war, den jeder Wind hätte verwehen und vergehen lassen können. Dieser Wille brauchte einen Grund, und möglicherweise war dieser Grund schon da, bevor überhaupt ein Wille kam. *Magnificat anima mea Dominum*. Marias Lobgesang. Meine Seele macht Gott groß, macht ihn menschlich und macht ihn erst darin wahrhaftig zum Gott.

*Magnificat*, lateinisch, *megalynai* im griechischen Urtext. Luther übersetzt: *Meine Seele erhebt den Herrn*. Vom *Preisen, Loben* und *Rühmen* sprechen andere Bibelausgaben. Sehr elegant. Nur bedeutet *megalynai* oder *magnificare* zunächst schlicht und handfest: *groß machen*. Ein Kleid, das zu eng oder zu kurz ist, wird nicht erhoben oder gerühmt, sondern in textiler Handwerkskunst weiter, länger, größer gemacht. In diesem Sinne magnifiziert. Und schon sind wir mittendrin in der theologischen Änderungsschneiderei.

Bei aller angemessenen Poetik des Lobgesangs sollte man etwas ganz Elementares nicht übersehen, überdichten: In Marias Leib wächst ein göttlich-menschlicher Embryo heran. Maria macht Gott auch darin groß, dass sie ihn in sich wachsen lässt. Und wenn er dann als Kind zur Welt kommt, wird sie ihn nähren, mit Muttermilch zunächst und dann mit fester Nahrung, wird sein Wachstum auch ganz *materiell* fördern. Und sie wird Gott erziehen, ihm das Leben zeigen und erklären. *Mater Dei*. Im Griechischen auch *theotókos*, Gottesgebälerin genannt.

Und wenn der Anfang von allem am Ende weiblich war? Gott ist der Vater. Maria ist die Mutter. Aber zugleich die Mutter, die Gott wiederum austrägt und gebiert. Versuchen Sie mal folgendes zu denken, auch wenn's in den Synapsen

knirscht: Maria ist gewissermaßen der Ursprung ihres eigenen Ursprungs. Sie sieht sich selbst als niedrige Magd und macht den kindlichen Gott groß. Und wenn wir das Jesuswort bedenken: *Wer mich sieht, sieht den Vater*, dann wird ja deutlich: dieses Menschenkind ist derselbe Gott. Gewissermaßen hat Maria ihren eigenen göttlichen Ursprung schon zur Welt gebracht. Sie ist eine Gottestochter und die Gottesmutter zugleich. Wenn wir nun die sich daraus ergebenden komplexen Verwandtschaftsbeziehungen ableiten, kann das ganze schnell unanständig werden. Aber festhalten sollten wir für Maria eine unerhörte Ur-Ursprünglichkeit, ein weibliches Prinzip, dem nicht nur eine physische, sondern auch metaphysische Würdigung gebührt.

*Magnificare*. Austragen, Gebären und Nähren – und nicht einmal das eigene, sondern ein in Sachen Herkunft fragliches, transzendentes Kuckuckskind. Ein ganz anderes Großmachen als das, was wir in unserer Zeit erleben. Der Mensch von heute macht gern sich selbst groß, das Seine und die Seinen. Aber ist das Magnifikation? Oder ist nicht *Inflation* dafür der treffendere Begriff? *Inflare* heißt auch Großmachen, aber es ist mehr ein Aufblasen. Die Substanz bleibt minimal, und der Rest ist heiße Luft. Ich-Inflation ist ein Stichwort aus der Narzissmustheorie der Psychoanalyse. Ein Ich, das kein Selbst werden konnte. Ein Ich, dem es nicht gelungen ist, sich als Teil eines größeren Ganzen zu begreifen. Es steigert sich hinein in den Wahn der eigenen Großartigkeit. Es ist eine Blähung.

Wie anders ist dagegen die Seelenlehre des biblischen *Magnificat*! Maria, die den Blick nicht auf sich selbst richtet, sondern auf das fremde Gute, das ihr und der ganzen Welt widerfahren soll. Der Gott, der ihrem Schoß entspringt und dem sie sich zugleich verdankt, der macht das Kleine groß zum Wohle aller. Die Niederkunft der scheinbar niederen Magd, ist die Geburtsstunde der Religion einer weltverliebten Erdverbundenheit.



Und wenn der Anfang von allem am Ende weiblich war? Jahrhundertlang hatten die Denker um die Vorstellungen von der Dreieinigkeit Gottes gerungen. Und hatten ihre liebe Mühe damit, dass in Christus ja nicht nur Göttliches, sondern auch Menschliches zur trinitarisch-himmlischen Glückseligkeit gehören sollte. Letztlich sei es *ein* Gott, doch in ihm seien drei Personen in munterer Kommunikation miteinander verbunden. Ebenso lange hatte man über die Bedeutung Marias als Gottesmutter philosophiert. Doch erst im 12. Jahrhundert wagte es ein gewisser Petrus Cellensis, einmal zu denken, ob nicht Maria als eine Vierte im immanent-göttlich-himmlischen Bunde angesehen werden könnte. Eine Idee jedoch, die abgesehen von den Spekulationen mystisch behauchter Geister, einigermaßen folgenlos blieb. Schade eigentlich. Wenn wir's denn wollten, könnten wir in unseren Kirchen am kommenden Sonntag *Quaternitatis* feiern. Nicht erlaubt, das zu denken. Protestantisch schon gar nicht, und selbst den Katholiken ginge das einen Schritt zu weit. Würde ja auch das patriarchale Konzept in Frage stellen.

Auch wenn ich aus aktuellem Anlass weiß, dass es nicht vor Strafverfolgung schützt, wenn man, bevor man etwas sagt, darauf hinweist, dass es verboten ist. *Mais: Je suis Jan. Je le fais tout de même:* Ich stelle mir diese himmlischen Vier einmal vor, einig um einen Abendbrottisch versammelt. Wie sie erzählen und auch ein wenig prahlen mit ihren Heldentaten. Der erste und älteste von ihnen spricht: „Ich habe die Welt aus dem Nichts erschaffen.“ Und der zweite sagt: „Ich habe Kranke geheilt und den Armen zu essen gegeben.“ Und der dritte: „Ich habe das Brausen vom Himmel gesandt, als die Menschen ihre Kirche gründeten.“ Die *vierte* nun hört aufmerksam zu und schmunzelt: „Jungs, ich finde euch alle großartig, und ich habe euch sehr lieb. Aber jetzt räumt bitte eure Zimmer auf! Na los! Eurer Mutter zuliebe.“